

## **Männer und Männlichkeiten in der Geschichte Nordamerikas: Eine Einleitung**

---

JÜRGEN MARTSCHUKAT UND OLAF STIEGLITZ

### **I.**

Noch vor nicht allzu vielen Jahren begannen die meisten Bücher, Aufsätze oder Vorträge zur Geschichte von Männern und Männlichkeiten mit der Bemerkung, die Geschichte von Männern als Männer stünde gerade erst am Anfang – sie zu schreiben, sei ein Projekt der Zukunft. Dabei bedienten sich die entsprechenden Passagen entsprechender Einleitungen gerne einer geschlechtlich geprägten Metaphorik, um die Aufbruchsstimmung zum Ausdruck zu bringen. Männer und Männlichkeiten, so war dort etwa zu vernehmen, müssten in der Geschichte neu „entdeckt“ werden, ein „jungfräuliches Feld“ oder ein „dunkler Kontinent“ warteten darauf, von zumeist männlichen Pionieren erobert zu werden. Auch lag damals durchaus ein Hauch von Provokation in der Luft, als historische Fachzeitschriften sich erstmals mit ganzen Themenheften dem Mannsein widmeten. (Vgl. etwa Cockburn 1989; Frevert 1993)

Mittlerweile setzen die Eröffnungspassagen andere Akzente. Männer und Männlichkeiten seien in den letzten Jahren zu einem prominenten, wenn nicht gar beherrschenden Thema der historischen Forschung geworden, ist jetzt dort zu lesen. Eine solche Hausse ist dies- wie jenseits des Atlantiks zu beobachten, in den USA zeichnet sie sich jedoch noch deutlicher ab als hierzulande. Männer und das Mannsein sind als wissenschaftliche Themen so *en vogue*, dass es mittlerweile kaum mehr

möglich ist, die gesamte Forschung zu überschauen oder gar „im Griff“ zu haben. Viel zu sehr hat sich das Forschungsfeld diversifiziert, Subdisziplinen haben sich herausgebildet mit eigenen Spezialistinnen und Spezialisten, und Männlichkeit hat sich von einem „Thema“ immer deutlicher zu einer Analysekatégorie im Sinne der Geschlechterforschung gewandelt, die im Zugriff auf jedwedes Thema eine Rolle spielen kann. Als nur eines von vielen möglichen Beispielen für diesen Wandel soll hier etwa die Geschichte der Expansion oder der internationalen Beziehungen genannt werden. (Vgl. die Beiträge von Amy Greenberg und Robert Dean in diesem Band sowie generell Martuschukat und Stieglitz 2005)

Das breite Spektrum, das die Geschlechterforschung zu Männern und Männlichkeiten zwischenzeitlich abdeckt, vermag auch ein Blick in einschlägige Enzyklopädien zu verdeutlichen, wie sie kürzlich Michael Kimmel und Amy Aronson (Kimmel und Aronson 2004) oder Bret Carroll herausgegeben haben. (Carroll 2003a) Carrolls *Historical Encyclopedia of American Masculinities* umfasst über 250 Einträge, die Themen von Kunst und Populärkultur über Körper, Gesundheit und Sexualität bis zu Familie und Vaterschaft, Freizeit, Arbeit und viele weitere Bereiche abdecken. Zudem berücksichtigen die jeweiligen Artikel durchgehend, dass Mann nicht gleich Mann und männlich nicht gleich männlich ist. Unterschiede werden durch die systematische Einbeziehung weiterer Kategorien neben „Geschlecht“ deutlich, wie etwa „Klasse“, „Rasse“, „Sexualität“, „Region“, „Religion“, „Alter“ etc.

Die Breite und Tiefe der Forschung, die Historikerinnen und Historiker über US-amerikanische Männer und das Mannsein in der Geschichte in den letzten Jahren erarbeitet haben, sind ohne Zweifel beeindruckend. Vor allem hat diese Forschung nicht nur unser Wissen über Geschlechterkategorien und -beziehungen bereichert, sondern auch über die US-amerikanische Geschichte und Gegenwart insgesamt – über die Organisation von Kultur, Gesellschaft, Politik und Wirtschaft, deren Leitlinien und Prinzipien. So viel ist mittlerweile klar: Wenn wir uns den USA annähern wollen, historisch wie aktuell, dann eröffnet uns die Kategorie Geschlecht, und zwar als Weiblichkeit wie Männlichkeit gedacht, neue Blicke. Und noch viel mehr: Nicht nur bislang unbekannte Phänomene und Zusammenhänge werden erschlossen, sondern auch was wir zu kennen glaubten, erhält häufig gänzlich neue Dimensionen. Genau dies soll auch das vorliegende Buch verdeutlichen. Es ist kein Lexikon und auch kein Handbuch, sondern vielleicht am ehesten als Reader zu bezeichnen. Expertinnen und Experten in den unterschiedlichsten Forschungsfeldern (so von der bereits erwähnten Expansionsgeschichte über Sexualität oder Technologie bis zur Familien- und Politikgeschich-

te, um nur eine Auswahl zu nennen) bringen ihre Kenntnisse und Erfahrungen ein, um mit ihren Beiträgen einen thematischen wie konzeptionellen Überblick über die Forschung zu Männern und Mannsein in der nordamerikanischen Geschichte von der Kolonialzeit bis zur Gegenwart zu liefern. Dabei haben die Beiträge jeweils einführenden Charakter und skizzieren die Leitfragen ihres Feldes. Zugleich gehen sie aber auch in die Tiefe und zeigen damit exemplarisch, wie eine solche Männergeschichte als Geschlechtergeschichte in der Praxis aussehen kann, welche vielfältiger Quellen sie sich bedient und wie sie unsere Perspektiven auf die US-Historie insgesamt verschiebt.

Lassen Sie uns aber, bevor wir die einzelnen Beiträge kurz vorstellen, zunächst die Entwicklung der historischen Männlichkeitsforschung noch etwas eingehender beschreiben. Es braucht kaum erwähnt zu werden, dass wir dabei die Verschiebungen der letzten Jahre nicht in ihrer gesamten Bandbreite skizzieren können, sondern Schlaglichter setzen müssen. (Einen breiteren Forschungsüberblick bieten Martschukat und Stieglitz 2005) In einem zweiten Teil werden wir dann einige konzeptionelle und theoretische Leitlinien herausarbeiten, die in der Forschung zur Geschichte von Männern und Männlichkeiten prägnant sind. Insbesondere die Konzepte der „Hegemonie“ und der „Krise“ gilt es hier vorzustellen, und auch zahlreiche Beiträge dieses Readers werden auf die eine oder andere Art um sie kreisen. Dabei werden wir auch das Verhältnis der Geschichte des Mannseins zur Frauen- und Geschlechtergeschichte diskutieren und auch eine Reihe von (selbst-)kritischen Einwänden aufgreifen. Diese Kritik, die während der letzten Jahre teils aus dem Forschungsfeld selbst heraus formuliert und teils von außen an es herangetragen wurde, treibt die Geschichtsschreibenden letztlich dazu, ihre Fragestellungen, Konzeptionen und Perspektiven immer wieder zu überdenken und zu hinterfragen. Daher sollte sie auch als Indikator für die Dichte, Intensität und Dynamik dieses Forschungsfeldes verstanden werden, das sich in einem produktiven Prozess permanenter Reformulierung befindet.

## II.

Der gegenwärtige Boom der historischen Männerstudien hat eine lange Vorgeschichte, die verdeutlicht, wie fest dieses Forschungsfeld in der Frauen- und Geschlechtergeschichte verankert ist. Schon als sich die Geschlechtergeschichte vor rund dreißig Jahren herauszubilden begann, betonten Historikerinnen und Historiker, dass Lebensformen und Vorstellungen des Frau- und des Mannseins ineinander verwoben seien. Wer

sich die konzeptionellen Entwürfe der frühen Geschlechtergeschichte in Erinnerung ruft, wird dies bestätigen können: Schon damals forderten Historikerinnen regelmäßig, Forschungen zu Männern und Männlichkeiten in die Geschlechtergeschichte einzubinden. Stellvertretend sei hier die US-amerikanische Frühneuzeithistorikerin Natalie Zemon Davis zitiert, die 1976 in ihrem wegweisenden Beitrag über *Women's History in Transition* betonte:

It seems to me that we should be interested in the history of both women and men, that we should not be working only on the subjected sex any more than a historian of class can focus exclusively on peasants. Our goal is to understand the significance of the *sexes*, of gender groups in the historical past. (Davis 1976, S. 90)

Andere Historikerinnen wie Gerda Lerner in den USA oder Gisela Bock in Deutschland teilten diese Maxime und forderten ebenso wie Natalie Davis, den Plural Geschlechter ernst zu nehmen – Frauen wie Männer, Weiblichkeiten wie Männlichkeiten bedurften der gemeinsamen Analyse. (Lerner 1995; Bock 1988) Genau zehn Jahre nach Davis publizierte Joan W. Scott mit ihrem Aufsatz über *Gender. A Useful Category of Historical Analysis* einen Meilenstein der Geschlechterforschung. Scott entwickelte einen ausgefeilten theoretischen wie konzeptionellen Rahmen für mehrfach relationale Geschichten, die Frauen und Männer, Weiblichkeiten und Männlichkeiten aufeinander beziehen und sie darüber hinaus auch in ihren permanenten und wechselnden Bezügen zu anderen Strukturkategorien wie „class, race, age“ beleuchten. (Scott 1986, als Scott 1994 auch auf Deutsch)

Ein genauerer Blick auf die damaligen Veröffentlichungen verdeutlicht dann allerdings, wie wenig sich diese konzeptionellen Blaupausen tatsächlich in der Forschungspraxis niederschlugen. Sicher war Ute Freverts Formulierung aus dem Jahr 1991, der Plural in Geschlechtergeschichte komme einer Mogelpackung gleich, als Provokation gedacht. Im Grunde traf er aber doch den Kern der Dinge. (Frevert 1991) Behandeln die meisten Arbeiten, die das Etikett „Geschlechtergeschichte“ trugen, nicht doch ausschließlich Frauen und Weiblichkeit? Dies hatte nicht zuletzt zur Folge, wie Joan Scott Ende der 1990er Jahre bemerkte, dass die Begriffe „gender“ und „women“ in der akademischen wie alltäglichen Sprache beinahe synonym verwendet wurden. (Scott 2001) Damit hatte die Frauen- und Geschlechtergeschichte zwar viele eklatante Leerstellen in einer bis dahin männerzentrierten Geschichtsforschung gefüllt. Zugleich aber hatte sie die althergebrachte Vorstellung genährt, Frauen und Weiblichkeit bedeuteten Abweichung von einer männlich

bestimmten Norm und hätten in Geschichte und Gesellschaft eine Sonderstellung. (Vgl. etwa Hausen 1998) Konkrete historische Analysen, die Frauen wie Männer als geschlechtliche Wesen innerhalb relationaler Geschlechterverhältnisse zu verstehen suchten, entstanden nur selten und zögerlich.

Freilich hatte diese Zurückhaltung viele gute Gründe. Über rund einhundert Jahre hinweg hatten in der wissenschaftlichen, universitär verankerten Geschichtsschreibung zumeist Männer für Männer über Männer geschrieben. Sie schufen ein akademisches Erbe männlicher Dominanz, das eine universelle und naturalisierte Version der Welt mit dem Männlichen als Norm und dem Weiblichen als Abweichung zeichnete. Diese Leerstelle hatte es zu schließen gegolten, und Forschungsfragen und -programme über weibliche Handlungsformen, Konzeptionalisierungen und Erfahrungen in der Geschichte waren drängend. Außerdem begann sich das Forschungsfeld der Frauen- und Geschlechtergeschichte in den späten 1970er Jahren, zumindest an US-amerikanischen Colleges und Universitäten zu institutionalisieren – in Deutschland ließ dies noch eine ganze Weile auf sich warten. Der Kampf um die Verankerung an den Universitäten machte unmittelbar deutlich, wie eng und untrennbar die Frauen- und Geschlechtergeschichte mit der Frauenbewegung verbunden war, die nicht zuletzt darauf abzielte, Diskriminierung und männliche Dominanz auch institutionell zu überwinden. In einem solchen politischen und akademischen Kontext war es nur schwerlich möglich, das Rasonieren über Männer und Männlichkeiten auf breiter Basis in die Geschlechterforschung zu integrieren, auch wenn die theoretischen Konzeptionalisierungen dies mit guten Argumenten forderten.

Gleichwohl erschienen schon in den 1970er Jahren erste ambitionierte Studien zum Thema Mannsein. Eine kleine Gruppe profeministischer Soziologen, Politik-, Gesellschafts- und Geisteswissenschaftler lehrte und publizierte über Männer als Männer. Von besonderer Bedeutung für die US-amerikanische Geschichtsschreibung waren sicherlich die Bücher von Peter Filene, der schon im Jahr 1974 über die Konstruktion sexueller Identitäten schrieb (Filene 1974), von Elizabeth und Joseph Pleck, die 1980 eine Anthologie über *The American Man* vorlegten, sowie von John D'Emilio und Estelle Freedman, deren Geschichte der Sexualitäten mit dem Titel *Intimate Matters* aus dem Jahr 1988 nach wie vor ein Standardwerk ist. (Vgl. Filene 1974; Pleck und Pleck 1980; D'Emilio 1988; vgl. auch Stearns 1979) Alle diese Arbeiten trugen dazu bei, den Weg zu einer Geschlechtergeschichte der Männlichkeiten zu bahnen, wie wir sie heute kennen und einfordern. Dabei entlehnten die Autoren dieser Jahre ihre konzeptionellen und methodologischen Mo-

delle einerseits aus der feministischen Forschung und andererseits aus den *Men's and Gay Studies*, und sie verstanden sich als Teil einer breiten soziopolitisch emanzipatorischen Bewegung. Einige prominente feministische Autorinnen schrieben sich ebenfalls mit ihren Arbeiten in dieses Feld ein. Barbara Ehrenreichs Studie über *The Hearts of Men* ist hier sicherlich das bekannteste Beispiel. Obschon es sich nicht um eine geschichtswissenschaftliche Studie im engeren Sinne handelt, dient das Buch auch heute noch als Ausgangspunkt beinahe jeder Arbeit über das Mannsein in den 1950er Jahren. (Ehrenreich 1983; Ehrenreich 1984)

Als in den 1990er Jahren erste Gesamtdarstellungen zur Geschichte US-amerikanischer Männer und Männlichkeiten erschienen, signalisierte dies, dass ein weiterer entscheidender Punkt in der historiografischen Entwicklung erreicht war. Anthony Rotundos *American Manhood* (1993) und Michael Kimmels *Manhood in America. A Cultural History* (1996) waren als frühe Synthesen von großer Bedeutung für die Entwicklung des Forschungsfeldes. Darüber hinaus stießen sie als Gesamtdarstellungen Debatten über die Konzeptionalisierung einer Männergeschichte als Geschlechtergeschichte an, die wir im folgenden Abschnitt aufgreifen und rekapitulieren werden.

### III.

Im Zuge der Debatten um Rotundos Handbuch diffundierten konzeptionelle Erwägungen aus den soziologischen Männerstudien in die Geschichtsschreibung. *American Manhood* erhielt viel Lob, wurde aber auch Zielscheibe der Kritik, handelte es doch vor allem von weißen, protestantischen Männern der Mittelklasse. Andere Lebensformen, -entwürfe und -erfahrungen spielten in dem Buch keine Rolle, und Rotundos Betrachtungen brachten auch kaum zur Sprache, wie normativ dieses hegemoniale Männlichkeitskonzept war. Damit kollidierte sein Buch mit den damals neuesten Ansätzen der soziologischen Männerstudien, die in zunehmendem Maße die Vielfalt männlicher Erfahrungen hervorhoben. Forscher wie Harry Brod, Michael Kaufman und Kenneth Clatterbaugh hatten bereits begonnen, den Singular *masculinity* durch den Plural *masculinities* zu ersetzen. So sollte Männlichkeit als vielfältig, dynamisch, wechselhaft und differenziert gekennzeichnet werden. (Brod 1987; Clatterbaugh 1990; Brod und Kaufman 1994)

Außerdem strebte diese zweite Welle soziologischer Männerstudien danach, theoretische Instrumente zu entwickeln, die genau diese Vielfalt verschiedener Männlichkeitsentwürfe besser erfassen. Vor allem die verschiedenen Formen männlicher Differenz, Dominanz und Macht soll-

ten herausgearbeitet werden können. Insbesondere das Konzept „hegemonialer Männlichkeit“ des australischen Soziologen Robert Connell sollte rasch großen Einfluss erlangen. In den 1980er Jahren hatte Connell begonnen, diese Alternative zur Patriarchatstheorie zu entwickeln, die bis dahin prägend gewesen war. Dabei stritt Connell die Bedeutung des Patriarchats zur Erklärung von männlicher Dominanz und Gewalt keineswegs ab, sondern er betonte sie vielmehr, indem er Mechanismen hervorstrich, die eine Vorrangstellung von Männern gegenüber Frauen insgesamt stabilisierten. (Connell 2000, S. 100) Zugleich aber betonte er, dass diese Perspektive nur wenig dazu beitrage, die Machtgefälle zwischen Männern verstehen und erklären zu können. Denn Männer, so Connell, üben nicht nur Macht über Frauen aus, sondern auch über andere Männer, die sozial, ökonomisch, kulturell oder sexuell marginalisiert sind. Das Modell von Hegemonie und Marginalisierung machte es möglich, Variationen von Männlichkeiten in den Blick zu bekommen und zu erklären, wer warum welchen Zugriff auf welche gesellschaftlichen Ressourcen hat. Anders ausgedrückt entwarf Connell multirelationale Analyseansätze, die von pauschalisierenden Erklärungsversuchen Abstand nahmen. (Connell 1987; Connell 2000; Tosh 2004)

Connell betont zudem, dass die Formen männlicher Dominanz einem beständigen Wandel unterworfen sind. Sie entstehen in fortwährenden Prozessen des „doing gender“, weshalb „hegemoniale Männlichkeit“ kein stabiles Gebilde ist, sondern ein ewig umkämpftes kulturelles Ideal, das sich in permanenter Aushandlung befindet. „Hegemoniale Männlichkeit“ beschreibt eine historisch und kulturell veränderliche Vorstellung, wie Männer sein und handeln sollten, und zwar sowohl in ihren Beziehungen zu Frauen wie auch zu anderen Männern. Dabei betont Connell, dass die Anforderungen „hegemonialer Männlichkeit“ keineswegs von allen (und noch nicht einmal von vielen) Männern erfüllt werden müssen, dass sie aber dennoch als soziales und kulturelles Ideal von großer Wirkmächtigkeit sind. Wir brauchen kaum mehr zu betonen, dass Connells Konzept seine Wurzeln zwar in Soziologie und Sozialwissenschaften hat, es aber zugleich mit einer kulturwissenschaftlich ausgerichteten Geschlechterforschung harmoniert. Konstruktion, Differenz, Vielfalt, Performanz und Performativität sind in Connells Konzepten durchaus mitgedacht. Dadurch sind sie auch für solche Studien hilfreich, die sich eigentlich auf Diskursanalyse, Psychoanalyse oder Semiotik stützen.

Zahlreiche soziologische, kulturwissenschaftliche und historische Studien zu Männern und Männlichkeiten haben sich in den letzten Jahren auf das Konzept der Hegemonie als Theorie männlicher Macht ge-

stützt. Nehmen wir zum Beispiel Michael Kimmels *Manhood in America*, das die wohl bekannteste Gesamtdarstellung über Männer und Männlichkeiten in der US-amerikanischen Geschichte ist. Das Buch umfasst einen deutlich weiteren Zeitraum als Rotundos Studie, denn es reicht von der Gründung der USA bis in das späte 20. Jahrhundert. Es handelt im Wesentlichen von hegemonialen Männern, wie Michael Kimmel in seiner Einleitung erläutert:

A history of manhood must [...] recount two histories: the history of the changing ‚ideal‘ version of masculinity and parallel and competing versions that coexist with it. It is this tension [...] that forms one of the organizing dynamics of this book. [...] This is a history of [the] straight, white, middle class, native-born – the story of his great accomplishments and his nagging anxieties. Yet in another sense, it is at least indirectly the story of the marginalized ‚others‘ – working class men, gay men, men of color, immigrant men – how these different groups of men and, of course, women were used as a screen against which those ‚complete‘ men projected their fears and [...] constructed this prevailing definition of manhood. (Kimmel 1996, S. 6)

Das Hegemonie-Konzept hat also nicht nur dazu beigetragen, marginalisierte Formen der Männlichkeit besser in den Blick zu kriegen und diese in Relation zu hegemonialen Formen zu verstehen, sondern es hat in zunehmendem Maße auch die Aufmerksamkeit der Forschenden auf die hegemonialen Formen des Mannseins gelenkt. Kimmels Buch, und hier vor allem die Einleitung, vermag das exemplarisch zu verdeutlichen, und es rückt ein weiteres Leitmotiv der historischen Männer- und Männlichkeitsforschung in das Blickfeld, nämlich die „Krise“. Kimmel akzentuiert eine gegenwärtige „confusion, defensiveness, and malaise among American men“, die, wie er betont, nur aus der Vergangenheit heraus zu verstehen sei. Diese Hypothese strukturiert das gesamte Buch: „I am interested especially in moments of crisis“ (Kimmel 1996, S. 10), stellt er heraus, und beschreibt damit vortrefflich, was auf den nächsten 350 Seiten folgt: Eine „Krise“ reiht sich an die andere, so dass die Lesenden gar nicht mehr wissen, ob amerikanische Männer sich irgendwann einmal *nicht* in einem Zustand der Krise befunden haben. Die 1830er, die 1870er, die 1890er, die 1930er, die 1950er, 1970er und 1990er Jahre werden alle als Phasen gefährdeter Männlichkeit beschrieben. Wichtig ist, dass Krisendiagnosen sich in aller Regel auf den Männlichkeitsentwurf beziehen, der eigentlich „Hegemonie“ versprechen sollte, dessen Dominanz aber offenbar in bestimmten Momenten in der Geschichte gefährdet war.



Ist ein solches Krisenempfinden zeitgenössisch, so lässt es sich in historischen Quellen aufspüren, und wir können erkennen, wie Männer zu bestimmten Augenblicken in der Geschichte „Krise“ als angemessene Beschreibung ihres Zustandes und ihres Selbstwerts empfanden und – vor allem – was dies für die jeweilige Gesellschaft und ihre Ordnung bedeutete. Entsprechende historische Analysen führen vor, wie Krisendiskurse und -erfahrungen hegemoniale Geschlechterstrukturen entweder aufweichten oder bestärkten und wie sie in welcher Beziehung zu anderen Strukturkategorien wie „race“, „class“ oder „sexuality“ standen. Gerade in Momenten, die als krisenhaft empfunden wurden, erhielt das Geschlechtersystem besondere Aufmerksamkeit und transformierte (oder verfestigte) sich mit erhöhter Geschwindigkeit und Dynamik. Daher lässt es sich in solchen Momenten in der Geschichte besonders deutlich herauspräparieren, wobei freilich immer zu bedenken gilt, wer eine Krise diagnostizierte, wen sie dabei als krisenhaft im Blick hatten und was sie damit bezweckten. Dabei wird das Krisengerede bisweilen auch als Strategie männlicher Selbstviktimsierung erkennbar, die darauf ausgerichtet war, die gefährdete Hegemonie wieder zu festigen. Oft genug wird in den Klagen über eine Krise und eine gefährdete Männlichkeit ein essentialistisches, authentisches Mannsein beschworen. Spätestens seit Judith Butlers Schriften wissen wir, dass vermeintlich „authentisches“ Mannsein durch die klagenden Anrufungen oder auch durch beständig wiederholte Praktiken der „Krisenbewältigung“ letztlich erst erzeugt wurde. (Butler 1998; Butler 2002; Martschukat und Patzold 2003; vgl. auch den Beitrag von Sabine Sielke in diesem Band)

Entsprechende Blicke in die Geschichte, die möglicherweise zur Diagnose historischer Krisenempfindungen führen, können also hilfreich und produktiv sein. Die objektivierende Diagnose einer Krise als Resultat historischer Forschung ist allerdings problematisch. Denn wenn wir die Erkenntnis ernst nehmen, dass Geschlechter wie Gesellschaftsordnungen Ergebnisse performativer Prozesse sind, so befördert die Feststellung, Männer und Männlichkeit seien zu einer bestimmten Zeit tatsächlich in einer Krise und somit in Gefahr gewesen, die Vorstellung essentieller, authentischer Geschlechterentwürfe, deren Stabilität eigentlich erstrebenswert sei. Mit den Prämissen der jüngeren Geschlechtergeschichte verträgt sich diese Vorstellung überhaupt nicht. Es ist vielmehr zu fragen, ob sich nicht ein derart objektivierter Krisenbegriff selbst *ad absurdum* führt, da schon die bloße Anzahl dieser vermeintlichen „Krisen“ die Frage aufwerfen muss, ob so etwas wie männliche Normalität überhaupt jemals existiert hat und existieren kann? Und zugleich suggeriert die Diagnose einer Krise eben die Existenz eines solchen essenziellen und überhistorischen Zustandes männlicher Normalität und Authen-

tizität, der von externen oder internen Faktoren erschüttert worden sei und des Ausgleichs bedürfe. Müssen solche Erschütterungen denn notwendigerweise als „Krise“ beschrieben werden, wie die Historikerin Gail Bederman ebenso pointiert wie zutreffend fragt? (Bederman 1995) Wenn *gender* ein mehrfach relationales Geflecht ist, ist dann nicht die Krise der einen zugleich die Chance der anderen? Spätestens hier drängt sich die Frage auf, ob das Lamento über die Krise der (hegemonialen) Männer und ihres Mannseins nicht nur deshalb so laut ist, weil Frauen und subordinierte Männer möglicherweise von ihr profitieren könnten. In der Regel werden, um dies hier nochmals zu betonen, Krisen nämlich gerade dann beklagt, wenn die hegemoniale Männlichkeit betroffen scheint. Oder das Krisengerede bezieht sich auf solche Männer, deren krisenhafter Zustand als dauerhaft defizitär und unkurierbar behauptet wird. Hier sei nur auf Betrachtungen afroamerikanischer Männlichkeit verwiesen. (Vgl. etwa Booker 2000; Hine und Jenkins 1999 und 2001 sowie den Beitrag von Simon Wendt in diesem Band) Eine Krise in der Geschichte zu diagnostizieren, ist mithin selbst ein performativer Akt in dem fortwährenden Prozess der Geschlechterkonstruktion, und dieser Akt postuliert eine ganz bestimmte Form des Mannseins als Ideal. (Martschukat und Stieglitz 2005, S. 81-90; vgl. auch den Beitrag von Sabine Sielke in diesem Band)

Kehren wir nun noch einmal zurück zum Verhältnis von Männlichkeitengeschichte und Geschlechtergeschichte. Der kanadische Kulturwissenschaftler Bryce Traister hat in der Zeitschrift *American Quarterly* die kritischen Erwägungen hinsichtlich der Männerstudien zugespitzt, indem er sie als „Academic Viagra“ beschrieb. (Traister 2000; vgl. außerdem Kaltenecker 2000; Allen 2002; Ditz 2004) Traister moniert vor allem, dass der weiße heterosexuelle Mann der Mittelklasse im Begriff sei, wieder in das Zentrum der Forschung zu rücken. Dabei weist er mit Nachdruck darauf hin, dass das Verhältnis der immer populärereren *Heteromasculine studies* zur Geschichte von Frauen und Weiblichkeiten sowie zu den *Gay and Queer Studies* gespannt sei. Anders als Traister hat der Historiker Daniel Wickberg kürzlich im *Journal of American History* das kritische Potenzial der neuen Forschungen zu Männlichkeit, „Whiteness“ und Heterosexualität hervorgehoben. Sie seien Folge und notwendiger Bestandteil einer Geschichtsschreibung, die Strukturkategorien wie Geschlecht, „Rasse“ und Sexualität ernst nehmen und Frausein und Mannsein, Weißsein und Schwarzsein, Homosexuell- und Heterosexuellsein, Altsein und Jungsein etc. in ihrer Verschränkung erfasse und verstehe. (Wickberg 2005) Wickberg betont, durch diese Geschichten würden Mechanismen der Hegemonialisierung und Marginalisierung weiter dechiffriert und in zunehmendem Maße aufgelöst.

#### IV.

Das vorliegende Buch bietet eine Geschichte von Männern und Männlichkeiten in Nordamerika, die die oben skizzierten Kritiken im Sinne Traisters aufgreift und sie zugleich im Sinne Wickbergs produktiv nutzt. So setzen sich viele der insgesamt neunzehn Kapitel dieses Bandes explizit mit den Konzepten von Krise, Hegemonialisierung und Marginalisierung auseinander. Dabei geben sie zugleich einen Überblick über die Leitfragen der aktuellen Forschung sowie einen Überblick über die nordamerikanische Geschichte von der Kolonialzeit bis in die 1990er Jahre. Gleichwohl nimmt der Band nicht für sich in Anspruch, das Thema Mannsein in der US-Geschichte vollständig und in all seinen Facetten zu erschließen. Vielmehr setzen die einzelnen Beiträge von Expertinnen und Experten aus den Geschichts- und Kulturwissenschaften, die an Universitäten in den USA, der Türkei, der Schweiz, den Niederlanden, Großbritannien und Deutschland unterrichten, Schlaglichter auf wesentliche Momente der nordamerikanischen Männlichkeitengeschichte. Diese ist hierzulande, trotz der Konjunktur der Männerforschung insgesamt, immer noch recht unbekannt und bestenfalls auf einige wenige prominente Medienfiguren der letzten Jahrzehnte wie John Wayne oder Arnold Schwarzenegger fokussiert. Kurzum: Wir streben eine Mischung aus Überblick und Tiefenforschung an, die zudem der Multirelationalität von Geschlecht gerecht wird. Dies hoffen wir durch die Vielfalt der Beiträge erreichen zu können, die jeweils verschiedene Verknüpfungen und Verbindungen innerhalb von Geschlechtersystemen präsentieren. Die verschiedenen Kapitel könnten vielleicht als Mosaiksteine betrachtet werden, von denen zwar nicht jeder einzelne in sämtlichen Farben schimmert, die sich insgesamt aber zu einem vielfältigen und trotzdem zusammenhängenden Bild verbinden.

Der Band beginnt mit zwei konzeptionellen Beiträgen, die an die Gedanken dieser allzu knappen Einleitung anschließen und sie vertiefen. Zunächst wird der Historiker *Bruce Dorsey* vom *Swarthmore College* die Entwicklung der Geschichtsschreibung zu Männern und Männlichkeiten weiter ausführen und ein Plädoyer für eine relationale und kritische Geschlechtergeschichte formulieren. Die Kulturwissenschaftlerin *Sabine Sielke* von der Universität Bonn wird ihrerseits die Krisendiskurse in den USA wie in Deutschland sezieren und dabei präzise vorführen, wie das jüngste Gerede von der Krise als Streben nach Authentizität und der Restabilisierung einer traditionellen Geschlechter- und Gesellschaftsordnung zu verstehen ist. Die Krise der Männlichkeit, so Sielke, fällt in eins mit der viel beschworenen Krise der Repräsentation.

Die dann folgenden inhaltlichen Beiträge sind chronologisch angeordnet. Zunächst wenden sich *Anne Lombard* von der *California State University* und *Jürgen Martschukat* von der Universität Erfurt dem Verhältnis von Vaterschaft und Gesellschaftsordnung zu. Während Lombard den Vater als familiär wie politisch zentrale Figur der nordamerikanischen Kolonialgesellschaften präsentiert und dabei einfordert, das Bild des rauen und lieblosen puritanischen Vaters zu modifizieren, zeigt Martschukat, wie sich die Konnotationen des Vaterseins mit der Revolution und der Gründung der USA veränderten. Eine auf die Fähigkeit zu Eigenverantwortung und Selbstführung ausgerichtete Gesellschaftsordnung stützte sich wesentlich auf neuartig konzipierte Vater- und Mutterfiguren, die bis in die Gegenwart fortwirken.

Danach zeigt *Amy Greenberg* von der *Penn State University*, wie sich die USA im Verlaufe des 19. Jahrhunderts über den nordamerikanischen Kontinent ausdehnten. Die Geschichte der Expansion gründete wesentlich auf Entwürfen rastloser Männlichkeit wie rassistischer Überlegenheit, die mit den kriegerischen Erfolgen und der zunehmenden Ausbreitung der USA immer wieder bestärkt wurden. Inwieweit Konzepte von Geschlecht und Rasse ineinander greifen, zeigt auch *Martha Hodes* von der *New York University* in ihrem Beitrag über „Grenzgänge“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Hodes schildert die Geschichte einer Familie, die verschiedene rassistisch gedachte Grenzen überschritt und ebenso geografische Räume durchquerte. So zeigt sie, wie vermeintlich „natürlich“ begründete Kategorisierungen historisch und kulturell variieren und zur Bestätigung und Unterminierung von Machtstrukturen dienen. Auch *Anja Becker* von der Universität Leipzig befasst sich mit geografischer Mobilität, und mit ihrem Beitrag über US-amerikanische Austauschstudenten an deutschen Universitäten sind wir an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert angelangt, einem neuralgischen Zeitraum in der Geschlechtergeschichte. Becker führt vor, wie unterschiedliche Hochschulkulturen in Deutschland und den USA Auskunft über variierende Geschlechterordnungen in den beiden Ländern geben können.

Auch die Kulturwissenschaftler *Ralph J. Poole* von der *Fatih University* in Istanbul und *Christoph Ribbat* von der Universität Basel geleiten uns in die Jahre um 1900, in der das Krisenempfinden unter weißen, heterosexuellen, amerikanischen Männern weit verbreitet war. Poole wie Ribbat führen vor, wie eine Neubestimmung von Körperlichkeit hier Abhilfe schaffen sollte. Während Ribbat den Boxkult und dessen Verbürgerlichung betrachtet, analysiert Poole an Hand verschiedener Beispiele das Wechselspiel von Naturalisierung und Kulturalisierung, von Pelz, Nacktheit, Weißsein und Begehren. Die Historikerin *Ruth Oldenziel* von den Universitäten Amsterdam und Eindhoven wendet sich

einem weiteren Signifikanten von Männlichkeit zu, der ebenso zentral ist für deren modernen Entwurf wie „Körperlichkeit“: die Technik. In ihren Betrachtungen, die sich vom frühen 19. bis zum späten 20. Jahrhundert erstrecken, setzt Oldenziel verschiedene Akzente, um zu zeigen, wie sich im Bereich der Arbeit, der Sozialisation und der Repräsentation eine enge Verschränkung von Technik, Männlichkeit, Weißsein und bürgerlicher Mittelklasse herausgebildet hat.

Die Repräsentation von Männlichkeit ist auch das Thema von *Olaf Stieglitz'* Beitrag. Stieglitz, Historiker an der Universität zu Köln, wendet sich der Funktion von Leitbildern für die Sozialisation männlicher Jugendlicher zu. Genauer schaut er dabei auf die Repräsentation von Kriminalität in ausgewählten Spielfilmen der 1930er Jahre und auf die öffentliche Diskussion, von der sie begleitet waren. In den 1930er Jahren bewegt sich zu weiten Teilen auch der Beitrag von *Christina Jarvis*, Kulturwissenschaftlerin an der *State University New York* in Fredonia. Jarvis zeigt, wie schon während des New Deal eine Akzentuierung militarisierter Körperlichkeit und Männlichkeit einsetzte, die in die gesamtgesellschaftliche Mobilisierung während des Zweiten Weltkriegs hinein führte. Der Beitrag ist in wesentlichen Teilen ihrem Buch über „The Male Body at War“ entnommen. (Jarvis 2004)

Damit wären wir in den Nachkriegsjahren angelangt und wieder in einer Zeit, die von veritablen Krisenstimmungen geprägt sein sollte. Die Figur der Männlichkeitskrise greift der Historiker *James Gilbert* von der *University of Maryland* explizit auf. Gilbert weist in seinem Beitrag über die Beobachtungen des Soziologen David Riesman darauf hin, dass die vermeintliche Krise verweich- und verweiblichter Vorstadtmänner der 1950er Jahre womöglich mehr das Ergebnis eines intellektuellen Diskurses denn einer breit empfundenen männlichen Verunsicherung gewesen sei. Der Beitrag *Anke Ortlepps* vom Deutschen Historischen Institut in Washington, DC, bestätigt Gilberts These insoweit, als dass sie durchaus selbstbewusste männliche Flugreisende präsentiert, für die eine solche technisch avancierte Form der Mobilität nicht zuletzt ein Zeichen ihrer geschlechtlichen und auch „rassischen“ Überlegenheit war.

Dabei führt uns Ortlepp auch die sexuellen Konnotationen des Luftverkehrs vor Augen, wie sie aus den frühen Werbekampagnen der Airlines sprechen. Sexualität ist das zentrale Thema der beiden dann folgenden Kapitel von *John Howard* und *Robert Dean*. Howard, Historiker am *King's College* in London, formuliert ein Plädoyer für eine *queere* Geschichte, die die künstliche Dichotomisierung von homosexuellen und heterosexuellen Lebens- und Liebesformen aufbricht. Zudem zeigt er, dass queere Geschichte entgegen des dominanten historischen Narratives nicht immer Stadtgeschichte sein muss, indem er Sexualitätsge-

schichte aus dem äußerst ländlichen Mississippi der Nachkriegsdekaden erzählt. Die enge Verbindung von Sexualitäts- und Politikgeschichte führt Robert Dean vor, Historiker an der *Eastern Washington University*. Auch Dean diskutiert die Krisenszenarien der Nachkriegsdekaden, in denen sich die Furcht vor kommunistischer Bedrohung und die Sorge vor homosexueller Unterwanderung gegenseitig hochschaukelten. Er zeigt schließlich, wie sich der Erfolg und der Mythos John F. Kennedys nicht zuletzt dadurch erklären lassen, dass JFK aggressiv erfolgreiche Politik und offensiv männliche Heterosexualität miteinander verband.

Offensiv propagierte, explizit heterosexuelle Männlichkeit ist auch das Thema von *Simon Wendts* Beitrag. Wendt, Historiker an der Universität Heidelberg, beschreibt den Konnex von Männlichkeit und Gewalt in der afroamerikanischen Geschichte, die als ein Streben nach „manhood rights“ gelesen werden kann. Den Fokus legt er dabei auf die Bürgerrechtsbewegung und deren Radikalisierung in den 1960er Jahren. Bis in die 1980er und 1990er Jahre und damit zu einer neuerlichen – oder immer noch anhaltenden? – „Krise“ der Männlichkeit führt uns abschließend die Kulturwissenschaftlerin *Eva Boesenberg* von der Humboldt Universität in Berlin. Boesenberg zeigt, inwieweit wirtschaftlicher Erfolg nach wie vor als Männersache erscheint und wie ökonomischer Misserfolg vor allem in Zeiten boomender Börsen als männliches Scheitern gedeutet wurde – mit allen entsprechenden Konnotationen.

Eva Boesenbergs Beitrag rundet die Betrachtungen des Bandes insofern ab, als dass er Aspekten nachgeht, um die auch das erste Kapitel Anne Lombards kreiste, nämlich dem Verhältnis von Männlichkeit und wirtschaftlichem Erfolg. Schließlich definierte sich auch der koloniale Vater im Wesentlichen dadurch, dass er in der Lage war, für den Unterhalt der Seinen Sorge zu tragen. Zugleich aber könnten die Männlichkeitsentwürfe der provinziellen Patriarchen, die uns Lombard vorführt, und der urbanen Börsianer der *New Economy*, die uns Boesenberg zeigt, kaum unterschiedlicher sein. Das Zusammengreifen von Kontinuität und Veränderung amerikanischer Männlichkeitsentwürfe über die gut drei Jahrhunderte hinweg, die zwischen den Beiträgen Lombards und Boesenbergs liegen, kann kaum pointierter gefasst werden. Zugleich, und darauf soll zum Ende dieser Einleitung nochmals verwiesen werden, ist nicht nur der behandelte Zeitraum dieses Bandes sehr groß, sondern auch das Spektrum der Themen. Auf einem Fundament (selbst-)kritischer Konzeptionalisierung gehen die insgesamt achtzehn inhaltlichen Kapitel nicht nur dem Wechselspiel zwischen Männern und Frauen sowie Männlichkeiten und Weiblichkeiten nach, sondern auch dem Verhältnis von Männlichkeit, Männern und Arbeit, Bildung, Expansion, Familie, Film, Gewalt, Kleidung, Körperlichkeit, Krieg, Kriminalität,

Krise, Literatur, Militär, Mobilität, Nation, Ordnung, Politik, Rassismus, Reisen, Sexualität, Sozialisation, Sport, Technik, Wirtschaft und Wissenschaft.